

An der Moschee zum "Gesegneten Hemd"

Beobachtungen aus Kandahar, der Hauptstadt der Taliban-Bewegung in Afghanistan

von Thomas Ruttig

Kandahar hat den wohl staubigsten Fußballplatz der Welt. Von der Abendsonne beschienen, kickt auf einer verdorrten Grasfläche vor Afghanistans Oberstem Gericht ein gutes Dutzend junger Afghanen mit Käppis und langen paschtunischen Hosen - ein unbedecktes Haupt und Shorts verbietet die Islam-Auslegung der Taliban - einen Lederball, der früher einmal rund gewesen sein muss. Wegen mächtiger Staubschwaden, die über den Platz ziehen, sieht man nur die Konturen der Spieler. Im nahen Stadion wollen sie nicht spielen. Das war vor ein paar Jahren zwar von einer einheimischen Nichtregierungsorganisation als eine der raren Freizeitstätten der Stadt wieder hergerichtet worden war, aber die afghanischen Ultraislamisten nutzen es zu Veranstaltungen, die wenig mit Sportsgeist zu tun haben und ihre Herrschaft durch Abschreckung untermauern sollen: zu öffentlichen Exekutionen und Amputationen von Dieben.

Kandahar, das ist die Hauptstadt der islamischen Bewegung der Taliban, wie sie sich selbst nennen. Von hier aus starteten sie Ende 1994 ihren Feldzug, der ihnen bis heute die Kontrolle über etwa neun Zehntel des Landes sicherte. Seither ist Kandahar faktisch wieder das, was es schon zwischen 1747 und 1772 unter dem afghanischen Staatsgründer Ahmad Schah Durrani war: die Hauptstadt des Landes. In Kandahar hat Taliban-Chef Mullah Omar Wohnsitz und Büro. Hier, nicht in der Kapitale Kabul, fallen die Entscheidungen. Hierher kommen alle, die ihn sprechen wollen.

Die Staubfahne, die die jungen Kandaharer Fußballer einhüllt, stammt vom Durchgangsverkehr auf der meistbefahrenen Straße des Landes. Die Route von Kabul nach Herat im Westen, die auch Pakistan mit Iran verbindet, führt mitten durch die Stadt, die vor dem Krieg 125.000 Einwohner hatte und wohl auch jetzt nicht viel mehr. Unmittelbar neben dem Fußballplatz wälzen sich hoch beladene Trucks, die schwarze Rauchschwaden ausstoßen, gelb-weiße Taxis, die in Deutschland durch keinen TÜV kämen, hupende dreirädrige Motorradrikschas und Pferdekarran über eine ausgefahrene Sandpiste. Die parallele

Asphaltstraße, die beste der Stadt, ist gesperrt, seit dort am 24. August ein mit mehreren Tonnen Sprengstoff beladener LKW in die Luft flog, direkt vor dem Wohnhaus Mullah Omars. Eine taliban-übliche Straßensperre hindert heute selbst Fußgänger daran, die Residenz des öffentlichkeits scheuen Taliban-Oberhauptes zu passieren: ein Seil mit ein paar bunten Lappen, quer über die Straße gespannt. Kalaschnikows und ihr Markenzeichen, die schwarzen Turbane, reichen aus, um jede Neugier abzuschrecken.

Wie viele Menschen bei dem Anschlag umkamen und wer genau, ist bis heute unklar. Nur vier Mitglieder von Omars Familie hätten überlebt, hört man im Basar, der traditionellen Nachrichtenbörse in dem Land, dessen Zeitungen und Rundfunk keine wirklichen Informationen verbreiten und in dem Fernsehen aus religiösen Gründen verboten ist; die einzige Quelle sind ausländische Rundfunksender. Und Gerüchte. Die meisten seiner drei Frauen und Kinder seien unter den Opfern, lautet eines. Der Mullah habe den Raum gerade verlassen, als die Bombe hochging, und nur deshalb überlebt, ein anderes. Ein drittes: Seine halbe Leibwache sei getötet worden, als sie versuchte, den Truck noch im letzten Moment wegzufahren.

Die Straßensperrung, erzählt ein Lehrer, der sich als Händler durchschlägt, soll verhindern, daß das ganze Ausmaß der Schäden bekannt werde. Das scheint zu stimmen, denn am Büro Mullah Omars in der Innenstadt kann man ungehindert vorbeigehen. "Seit dem Anschlag betritt Mullah Omar auch die Rote Moschee nicht mehr", weiß er, die gleich an der nächsten Straßenecke steht. Und an der Ausfallstraße Richtung Südwesten, wo es zum Baba-Saheb-Pass hinaufgeht, entsteht ein neuer Wohnkomplex für Mullah Omar, zeigt uns ein Taxifahrer. Besondere Mühe, das geheim zu halten, geben sich die Taliban allerdings nicht.

Auch wer hinter dem Anschlag steckt, ist bis heute nicht bekannt. Den Taliban fehlen die Mittel und wohl auch die Kompetenz für eine wirkliche Untersuchung. So vermuten sie dahinter einen Racheakt Irans, mit dem man im Sommer 1998 beinahe in einen neuen Krieg

geschliddert wäre, nachdem Taliban-Kämpfer im nordafghanischen Mazar-e Sharif - angeblich ohne Befehl von oben - neun iranische Diplomaten und einen Journalisten umbrachten. Deshalb seien ein paar Afghanen verhaftet worden sein, die aus Iran gekommen seien, erzählt ein anderer Kandahari, der wie alle anderen seinen Namen nicht gedruckt sehen will. In Iran leben noch immer 1,4 Millionen Flüchtlinge in sieben Flüchtlingslagern. Außerdem ziehen jedes Winter viele Afghanen auf Arbeitssuche ins westliche Nachbarland, vor allem Hazara, Angehörige einer schiitischen Minderheit, die traditionell von Teheran unterstützt wird. Deshalb haben die Taliban alle Hazara aus dem Zentrum Kandahars vertrieben. "Bis heute durften sie nicht in ihre Häuser zurückkehren", sagt er empört.

Trotzdem ist Ablehnung oder gar Widerstand gegen die Taliban in der Stadt kaum zu spüren. Während in Kabul allerorten Kritik geübt wird, wenn auch hinter vorgehaltener Hand, sitzen die Taliban hier fest im Sattel. Denn Kandahar ist auch ein Zentrum der Paschtunen, jener ethnischen Gruppe, auf die sie sich vor allem stützen können. Mit ihren charakteristischen Turbanen, die jeder der hunderte von Stämmen auf charakteristische Weise bindet, bestimmen sie das Straßenbild. Von vielen Angehörigen von Minderheiten - Tadschiken, Usbeken, Hazara - werden die Taliban deshalb als Bewegung zur Wiederherstellung der Macht der Paschtunen angesehen, die von 1747 an bis zu seinem Sturz 1973 das Königshaus stellten. Dabei hören die Taliban das gar nicht gern. "Wir haben uns zum Ziel gestellt, in Afghanistan die islamische Ordnung wieder zu errichten", sagt der kaum 30-jährige Taliban-Sprecher Abdulhai Mutmain in seinem Büro im halbzerstörten Gebäude von Radio Kandahar. "Wir sind die Vertreter aller Afghanen", betont er.

Das eigentliche Zentrum Kandahars, gleich gegenüber von Mullah Omars Hauptquartier, ist die Moschee Kherqaye Mubarak - "Gesegnetes Hemd". Diese Reliquie soll einst dem Propheten Muhammad gehört haben und wird in einem stoffverhangenen Schrein in dem reich mit Mosaiken verzierten Bauwerk

aufbewahrt. Ahmad Schah Durrani, ein paschtunischer Stammesführer, der als afghanischer Staatsgründer gilt und gleich daneben sein Grabmal hat, habe sie von einem seiner Raubzüge aus Bucharra mitgebracht. Mullah Omar, so heißt es, habe sich die Kherqa als Zeichen seiner religiösen Legitimation umgehängt, nachdem ihn eine Versammlung islamischer Geistlicher 1997 - zum Amir ul-Mumenin - zum "Oberhaupt der Gläubigen" - ernannt hatte. Auch mit dem Bezug auf Ahmad Schah stellt er sich in die Tradition der paschtunischen Vorherrschaft in Afghanistan.

Täglich zieht das wunderbare Gewand zahlreiche Kandaharer an, die auf dem Vorplatz des Heiligtums ein Gebet verrichten. Donnerstags und freitags, am islamischen Wochenende, wenn das Bauwerk für den Publikumsverkehr geöffnet ist, strömen dort Tausende zusammen. Mit dem Grabmal Ahmad Schahs und dem benachbarten Schrein haben sich die Taliban große Mühe gegeben. Der Bau erstrahlt in frischen, wenn auch für das europäische Auge nicht immer harmonischen Blau- und Türkistönen. Direkt neben dem Eingang, gut sichtbar über Augenhöhe angebracht, prangt eine weiße Marmortafel: "Im Namen Allahs, des Barmherzigen, des Allerbarmeren" habe Mullah Omar in den Jahren 1374/75 hiesiger Zeitrechnung (1995/96) den Bau restaurieren lassen.

Der Krieg, der seit 1978 tobt, war auch an dem Bauwerk nicht spurlos vorbeigegangen. Aber der Renovierungseifer der Taliban reicht nicht sehr weit. Nur einmal um die Ecke häuft sich eine riesige, übel riechende Müllkippe direkt an der Außenmauer des afghanischen Nationalheiligtums.

Der mangelnden Eifer der Taliban, sich solchen und ähnlichen sozialen und wirtschaftlichen Missständen anzunehmen, kosten ihnen langsam ihr Ansehen, das ihnen seit 1994 zur Sympathie in weiten Teilen der Bevölkerung und damit zur Macht verholfen hatte. Zwar wird in der Stadt viel gebaut. Aber das ist entweder private Initiative oder Nichtregierungsorganisationen zuzuschreiben. Noch immer sind die Ruinen, die die sowjetische Besatzungszeit und der anschließende Krieg zwischen den siegreichen Mudschahedin hinterlassen haben, überall zu sehen. Auch unter den wenigen Intellektuellen, die Kandahar nicht verlassen haben, hört man das Urteil, das überall über die Taliban gefällt wird: Sie seien ungebildet und könnten keinen Staat führen. Das mischt sich mit alten Vorurteilen: Schon vor dem Krieg galten die Kandaharis bei den anderen Afghanen als Hinterwändler. Da hilft es dem Ruf der Taliban auch nicht, wenn hier - im Gegensatz zu anderen Städten - die Stromversorgung meist funktioniert, die Stände auf dem Basar reichlich ge-

füllt sind, Dutzende qualmende Ziegelöfen einen Baumboom andeuten und sogar ein Teil der Textilfabrik wieder arbeitet.

Die Kandaharis haben sich arrangiert mit den neuen Herren. Die Masten an der Stadtausfahrt, an denen immer noch die Bänder beschlagnahmter Tonkassetten im Wind wehen, nehmen sie kaum noch war. Mechanisch schalten Autofahrer die Musik aus und verstecken die verbotenen Tonträger, wenn sie sich solch einer Sperre nähern. In der Stadt dominieren inzwischen ohnehin zugewanderte Landbewohner, die an den drastischen Bestimmungen der Taliban wenig auszusetzen haben. Ihr Leben hat sich dadurch kaum verändert. Wer Geld hat, auch die reichen Händler, die - neben den Golfstaaten - die Taliban finanzieren, weil Ruhe und Ordnung gut fürs Geschäft sind, zieht es vor, im Ausland zu leben. Dort kann man auch seine Töchter zur Schule schicken.

Inzwischen laufen auch viele einfache Kandaharis mit dem schwarzen Turban der Taliban herum. Sie machen aus dem Zwang, daß die Taliban das Tragen von Turbanen - und Bärten - zur religiösen Pflicht erklärt haben, eine Hoffnung: unbehelligt ihres Weges gehen zu können, wenn man das Erkennungsmerkmal der gefürchteten Krieger trägt. Kommentiert ein Afghane: "Ein Land baut man nicht mit dem Bart auf, sondern mit dem Kopf."

Hijacking als sozialer Protest?

Nach 97 Stunden ist die Entführung einer afghanischen Liniemaschine nach London friedlich zu Ende gegangen. Die Geiselnahmer ergaben sich auf dem nahe London gelegenen Flughafen Stansted der britischen Polizei. Zuvor hatten sie die verbliebenen etwa 150 Geiseln in zwei Gruppen frei gelassen, die die Boeing 727 der staatlichen afghanischen Gesellschaft 'Ariana' unverletzt verlassen konnten. Sie wurden von der Polizei in eine "sichere Unterkunft" zur medizinischen Untersuchung gebracht. Außerdem sollten zwischen ihnen versteckte Hijacker ausgesondert werden.

Anschließend gab die zuständige Polizei in der Grafschaft Essex bekannt, 19 Personen seien verhaftet worden. 60 Passagiere hätten um politisches Asyl in Großbritannien gebeten, wo bereits 4.000 afghanische Asylbewerber leben - die viertgrößte nationale Gruppe. Bei einer Durchsuchung des Flugzeugs fand die Polizei vier Handfeuerwaffen, fünf Messer und zwei Handgranaten ohne Zünder.

In den letzten Tagen schien sich zunehmend heraus zu kristallisieren, daß die Entführung weniger direkte politische Motive hatte - etwa die Freipressung eines inhaftierten Oppositionspolitikers -, sondern eine verzweifelte Flucht aus den miserablen Lebensumständen im weitgehend zerstörten Afghanistan war. Spekulationen in diese Richtung kamen auf, weil die britischen Behörden eine Spezialistin des UN-Flüchtlingskommissariats als Beraterin hinzugezogen hatten. Zudem hieß es aus Kabul, mehrere Angestellte des Flughafens seien verhaftet worden. Die herrschenden Taleban vermuten, daß die Geiselnahmer Helfer unter ihnen hatten. Außerdem sollen die Sicherheitskontrollen vor dem Einstieg verschärft werden.

Die Taleban gehen davon aus, daß die Waffen der Entführer unter Frauenkleidern in die Maschine geschmuggelt worden sein könnten. Dem britischen Privatfernsehen 'Channel 4' zu Folge sei eine 40-köpfige Großfamilie an Bord, die Kontakte zu den Geiselnahmern haben soll.

Auch Reaktionen aus Afghanistan sprechen für diese Version. So erklärte mindestens eine der Geiseln, die schon bei einer der Zwischenlandungen in Mittelasien und Russland frei gelassen wurden, er hätte seine ganze Familie an Bord gebracht, hätte er gewusst, daß die Maschine nicht wie geplant ins nordafghanische Mazar-e Sharif, sondern in den Westen fliegt. Aus Kabul, wo die Ereignisse aller Orten am Radio verfolgt wurden (Fernsehen ist verboten), wird berichtet, dort sei man nun gespannt, wie viele der Passagiere in Großbritannien bleiben könnten.

Noch kurz vor der Freilassung hatte es überhaupt nicht nach einem friedlichen Ende des Geiseldramas ausgesehen. Da hatte die Flucht von vier Besatzungsmitgliedern durch ein Fenster des Cockpits zu erhöhter Nervosität bei den Geiselnahmern geführt.

Die in Stansted Festgenommenen haben nun Anklagen wegen Gefährdung der Flugsicherheit zu erwarten. Nach Informationen aus London liegt kein Auslieferungsantrag der Taleban vor. Es wurden bereits Stimmen laut, daß man trotz der Straftat wegen der Motive Sympathie mit den Entführern haben könne. Am Freitagmorgen soll eine Maschine des 'Internationalen Büros für Migration' die Passagiere, die es wünschen, zurück nach Afghanistan bringen.

Thomas Ruttig